

119

Dez. 29

9. EIN TISCH MIT BÜCHERN

Nine Rudinow 1929

von

OTTO FLAKE

H. D. ...
H. D. ...

In der Mitte des Zimmers liegt ein Teppich, auf der Mitte des Teppichs steht ein runder Tisch, über dem Tisch hängt ein runder Lampenschirm. Wenn Sie diesen Sessel nehmen, werde ich den anderen benutzen. Sie sind ein wenig entsetzt über die vielen Bücher, die sich auf dem Tisch häufen. Was wollen Sie, die Buchsaison hat begonnen. Gestehen Sie, es ist doch ganz angenehm, daß einem das alles ins Haus geschickt wird, man kann hier bequemer Einsicht nehmen als in den Buchhandlungen, die längst keine Lesekabinette mehr sind.

Ich hätte Lust, Sie mit schöne Leserin, gnädige Frau, liebe Freundin anzureden; das würde voraussetzen, daß Sie sich einen Abend von zu Hause freigemacht haben, um ein paar ruhige Stunden bei mir zu verbringen. Ich fände das reizend; aber Sie könnten auch ein Mann sein. In diesem Fall sage ich einfacher: Mein Lieber, rauchen Sie, ich werde einige der Bücher herausgreifen und mich mit Ihnen darüber unterhalten. Sie sehen, sie sind nach Gruppen geordnet. Das erleichtert die Übersicht, es ersetzt die Disposition, die wir alle am letzten Tag der Schulzeit über Bord warfen, und die doch ihre Vorteile hat.

1 Zeile

Hier in dieser Gruppe liegen Thomas Mann, Rudolf Borchardt und ein Goethe von Felix Theilhaber zusammen.

Thomas Mann hat Reden und Aufsätze aus den Jahren 25 bis 29 gesammelt; das sind vier Jahre gegen die sieben seines Bruders Heinrich. Sie erinnern sich an diesen Band eines fast überdeutlich formulierten Aktivismus, der mit dem Sprung in die Arena die Fahne der absoluten Forderung entrollte. Sie nehmen von vornherein an, daß die Haltung von Thomas eine andere sein werde. In der Tat; es ist zwar auch hier von der Forderung des Tages die Rede, der ungemein umfangreiche Band (S. Fischer Verlag) trägt sogar diesen Titel; aber Sie tun gut, darunter die Forderung zu verstehen, die an den Autor gestellt wurde. Eine aktuellere Auslegung scheint mir nicht ganz zu Mann zu passen. Man bat den Dichter um Ansprachen, um Reden, um Äußerungen, Gratulationen, Vorworte und Einladungen. Was er darauf antwortete, ist hier gesammelt. Der eine Beitrag umfaßt nur eine halbe Seite, der andere einige Bogen.

Sie könnten fragen, ob das alles gleichwertig ist, ob das Interesse des Lesers durchhält. Es hält durch. Es ist sehr merkwürdig, daß Mannsche Abhandlungen ebenso fesseln wie Mannsche Romane oder Novellen. In unserem braven Deutschland ist man immer bei der Hand, auszurufen: das ist nicht Dichtung, das ist Schriftstellerei. Du lieber Gott, was wird mit dieser Unterscheidung für ein Unfug getrieben. Wir haben eine Akademie, aber sie ist nur für die Dichter bestimmt und schließt die Essaiisten, die Geschichtsschreiber, die Philosophen und die Kritiker aus. Wäre man logisch, so dürften in ihr nur die Lyriker und Dramatiker sitzen, aber schon die Romanciers nicht mehr. Denn nur jene dichten, will sagen, sie schreiben Verse. Unlogik ist eine deutsche Eigentümlichkeit. Das Dichten gehört der großen Provinz des Geistes an; in einer wirklich repräsentativen Akademie müßten also alle Arten der produktiven Geistigkeit vertreten sein – kürzer, die Schriftsteller.

Was Mann gibt, ist große Schriftstellerei, der das Thema längst Vorwand wurde, um Klarheit, Menschenwerte, intimes Zwiegespräch, Verbundenheit anzubieten – zu wirken, für die anderen und mit ihnen zu denken und (vergessen wir das gerade bei Thomas Mann nicht) zu fühlen. Ich weiß nicht, wie Sie darüber urteilen, aber ich für meine Person bin überzeugt, daß dies die Zukunft der Literatur ist. Unter uns gesagt, das Dichten scheint mir eine Angelegenheit auf zu enger Basis zu sein, es ist Spezialistentum geworden.

Nehmen Sie den Band mit, bewundern Sie die Kunst, irgendein Thema so interessant zu machen, daß man tatsächlich zu Ende liest. Nicht nur Kriminalromane sind spannend, auch die feineren Empfindungen sind es, und diese Wirkung zu erzielen, das ist Mann verliehen.

Den Vorzug gebe ich der Rede über Lübeck als geistige Lebensform. Aus den ersten drei Worten: „Meine lieben Mitbürger“ entwickelt sich die Substanz der ganzen Ansprache: Mitbürgertum. Sie finden außerdem in dieser Rede eine Fülle von persönlichen Auslassungen über die Buddenbrooks, über die Vorgeschichte, die ersten Schicksale des Romans, die seelische Welt, in der er zunächst entstand, dann dastand, und die Wirkung, die das Werk auf seinen Schöpfer hatte: Schreiben ist für ihn Handeln, und wenn einer das sagen darf, dann Thomas Mann.

II Zeile

Blättern Sie nun ein wenig in Theilhabers „Goethe“ (Horen-Verlag), ich werde mich inzwischen dem Genuß einer Zigarette „hingeben“ . . .

Sie machen ein kritisches Gesicht – worüber? Weil Sie auf dem Umschlag lesen, daß „das Rätsel seiner Persönlichkeit gelöst“ sei? Nun, das ist eine moderne Unmanier, die Verleger sollten sie abschaffen, das Publikum fällt auf die großen Worte nicht mehr herein. Sie werden trotzdem die Arbeit mit Gewinn lesen.

Keine Gestalt ist so idealisiert und harmonisiert worden wie Goethe; den im übrigen großartigen Abschluß bildeten die heroischen Biographien der vorletzten Generation. Wir haben heute andere Bedürfnisse, denen andere Methoden entsprechen. Gleichgültig, ob Wissenschaft, Charakterdeutung, Psychologie – alle sind einig, daß ererbte, wesenhafte Harmonie unschöpferisch ist. Es gibt Sexus und Geist, die Spannung zwischen diesen beiden, ihr nie restlos aufzulösender Gegensatz macht jeden Sterblichen unharmonisch; daher die harmonischen Lösungen nicht mehr als Versuche sind, sich annähernd in oder zwischen oder über diesen beiden Sphären zu behaupten. Jeder Mensch hat sein spezifisches Ordnungssystem, und auf das Goethes nun fällt in dem Theilhaberschen Buch ein erhellendes Licht.

Theilhaber kommt von der modernen Sexualwissenschaft her, die noch wie in den nunmehr seligen Zeiten des Materialismus der ungeschickten These, daß der Geist den Körper schafft, die nicht weniger unbedachte entgegengesetzt, daß der Körper die Seele formt. Es wären da ungemein interessante Dinge zu sagen, aber verlieren wir uns nicht.

Sprechen wir von der Frau von Stein. In den Jahren, in denen ein Mann am stärksten von der Frau verlangt, was sie als Frau schlechthin zu geben hat, hielt die unglücklich verheiratete Dame den Freund kurz und wußte ihm einzureden, daß dieses Verhältnis ohne natürliche Entspannung die höhere Form der Liebe zwischen den Geschlechtern sei. Welchen Schluß darf man ziehen? Ohne Zweifel den, daß die Männlichkeit Goethes, seine Aktivität etwas problematisch war. Bei seiner Schwester Cornelia verhielt es sich umgekehrt, männlicher Habitus, Hemmungen der Weiblichkeit.

Aber eines Tages fuhr Goethe heimlich nach Italien. Die Krise war da, nicht nur eine seelische, sondern auch eine physiologische. Er entwickelte sich offenbar langsam, war auch zu einem langen Leben bestimmt. In Rom genoß er die Reize einer entgegenkommenden jungen Witwe und holte doch wohl wie ein verspäteter Primaner nach, was da nachzuholen war. Liest man die gedruckten und die unterdrückten Verse aus jener Zeit, so gewinnt man den Eindruck, daß er sich recht vielseitig umgesehen hat – es scheint aber bei dieser einen Schönen geblieben zu sein.

Gleichwohl, er ist von da an mit sich in Ordnung: er ordnet jene zwei Sphären Geist und Sexus klar auseinander, und die Beziehung zur Vulpius zeigt, wie das zu verstehen ist. Der Versuch, eine Dame von Erziehung und Bildung zugleich zur Geliebten und zur Gefährtin zu gewinnen, der Frau in der Dame und dem Lebensgefährten in dem Bettgenossen zu begegnen, ist aufgegeben; dazu fühlte er sich nicht Manns genug – sprechen wir das endlich einmal aus. Er enttäuschte diejenigen, die von dem größten Geist der Zeit eine Lösung erwarteten, der sich jeder Durchschnittsmensch, indem er eine Ehe gründet, unterziehen muß.

Vater Goethe teilte die Frauen fortan in die berühmten Bettschätze – sein Ausdruck – und die höhere Weiblichkeit ein und hielt sich nicht mehr an die zweite Kategorie. Christiane war ein Bettschatz, weiter nichts, zu Diensten des Herrn Geheimbde Rats, der ihr nie Zutritt in seine geistige Welt gewährte. Auf diese nicht ganz großartige Manier wurde er ein Weiser, der der Natur opferte, ohne sie mit dem Geist amalgamieren zu wollen. Das Christentum hat die Liebe kompliziert gemacht, indem es zwei Gegner zur Durchdringung zwang – mit allen Vermenschlichungen, aber auch allen Konflikten und Grotesken. Goethe blieb antiker Heide, und das freilich kann, da wir uns seit den Griechen differenziert haben, als Beharren in einer – von uns aus gesehen – infantileren Periode gewertet werden.

Es wird überliefert, daß schon der junge Goethe den patrizischen Mädchen die einfacheren, frischeren, derberen der dienenden Stände vorzog. Denken Sie nun an das Gretchen. Es kommt aus der Region des Kleinbürgertums, und wie schon Stendhal bemerkte, werden um dieses kleinen Mädchens willen Himmel und Hölle im wahrsten Sinn des Wortes aufgeboten. Die Tiefe und Schönheit des Faustdramas ist in diesem Zusammenhang eine Sache für sich; zur Erörterung steht die Neigung zu einem Typus, die auf Jugendfixierungen schließen läßt; sprechen wir es aus, daß die Region der Kindermädchen und Straßengespielinnen in Betracht kommt.

Geringe Aktivität, infantile Bindung, das ist die Prognose, die von der modernen Analyse Goethes gestellt wird. Was besagt es gegen Goethe? Nichts, er wurde kraft der Auseinandersetzung mit seinen Hemmungen ein Weiser, dessen Erotik sich freilich der Heroisierung versagt. Sie sind auf dieses Buch neugierig geworden? Lesen Sie es, Vorbehalte stehen Ihnen frei; das letzte Wort zum Thema ist noch nicht gesagt, eher das

erste einer veränderten Betrachtungsweise, die nicht mehr die des deutschen Idealismus sein wird. Welcher Idealismus freilich großartig genug ist, um auch eine Lehre in sich aufzunehmen, der er sich eigentlich nur bei seinen Epigonen versagte: der Lehre von der Disharmonie.

Eines Tages wird man aussprechen, daß sie modernen analytischen Disziplinen, indem sie die Disharmonie, die Spannung, die Bipolarität ans Licht zogen, Schrittmacher eines neuen, eines realistischen, eines vertieften Idealismus waren. Sie führen, ob sie wollen oder nicht, zum Begriff des Tragischen und Irrationalen – bei Freud deutlich zu merken – und das ist der richtige Weg.

III Zeile

In einem amüsant-bitteren Aufsatz verteidigt auch Rudolf Borchardt die Größe des deutschen Idealismus. Ein Professor für Hygiene und Fachmann auf dem Gebiet der Abwässerungsanlagen hatte ihn verächtlich gemacht. Der ironische Titel, den Borchardt seiner Erwiderung gab, lautet: „Ansprüche der Betriebstechnik auf Revision der Geschichte der deutschen Philosophie.“ Sie finden dieses Dokument des geistigen Stolzes in jenem Bande dort: „Handlungen und Abhandlungen“ (Horen-Verlag, Berlin).

Den schönsten und stärksten Eindruck von Borchardt erhalten Sie, wenn Sie den zweiten Beitrag lesen; ich empfehle, ihn zuerst zur Kenntnis zu nehmen. „Rheinsberg“ ist die großartige Rekonstruktion einer Landschaft, der um Potsdam. Es ist vielleicht der bedeutendste Nachruf, der auf den Kulturwillen der brandenburg-preußischen Dynastie geschrieben wurde. Schauen Sie nach, ich habe auf dem Umschlag einige Seitenzahlen notiert. Nein, nicht 29, da gibt es etwas zu tadeln; wir wollen zuerst loben. Schlagen Sie Seite 42 auf – ja, das Angestrichene: „Da der Deutsche es kaum weiß, was er an Potsdam besitzt . . .“

Da haben Sie den Willen zur heroischen Steigerung, der für Borchardt charakteristisch sein dürfte. Sie finden den Panegyrikus auf die Potsdamer Landschaft übertrieben? Alles Gesteigerte schwebt in der Luft, ist im Grunde eine persönliche Angelegenheit. Die Nachfrage nach pathetischer Prosa wird nie groß sein, ein Autor dieser Art nie die stärkere Wirkung Thomas Manns erreichen, die ja darauf beruht, daß er sein Thema so wendet, daß es alle angeht. Lesen Sie nun die zweite angestrichene Stelle nach, Seite 29: „Die Wiederdenkung der geistigen Welt Deutschlands . . .“

Was für ein Satz, ein Ungeheuer von undeutschem Körperbau, ohne jene Gelassenheit in die Welt gesetzt, die den Leser überzeugt. Zum

Glück ballt Borchardt nicht immer mit dieser — nicht geglückten — Intensivität, in der sich nebenbei eine ciceronianische Beredsamkeit verbirgt, die mit dem Worte opfert.

Borchardt ist ein Außenseiter der Kulturphase, in der wir leben. Kein Außenseiter gibt zu, daß er einer sei, und hat, tiefer gesehen, recht. In unserer Zeit kann man sehr wohl das Zwischenglied zwischen Vergangenheit und Zukunft ablehnen und auf den beiden anderen Pfeilern allein bauen. Borchardt nimmt sogar in Anspruch, eine politische Natur zu sein, gleich Sängern und Propheten. Der Zentralbegriff seines Denkens ist leicht dem Mißverständnis ausgesetzt: der Dichter. In der großen Abhandlung „Über den Dichter und das Dichterische“ setzt er mit ungemeinem Scharfsinn auseinander, was der Dichter im Unterschied erstens zum Künstler, zweitens zum Literaten ist und was alles ihm im Lauf der Entwicklung genommen wurde: die Prophetie, das Drama, die Musik.

Sie können das alles „unterschreiben“. Aber wenn Sie dann fragten, was für ein Menschengebilde denn ein so maßlos seiner Funktionen beraubter Dichter sei, welche Lebensmöglichkeit ihm bleibe und welche Hoffnung auf eine Gesellschaft, in der er wieder Sänger in uraltem Sinn werden könne — dann wird Ihnen Borchardt antworten: Nicht zuviel fragen, die Dinge reifen lassen, und er wird damit doch nur ausweichen. Denn die sozialen Voraussetzungen für eine solche Dichterschaft sind nicht gegeben, nicht mehr glaubhaft — mit jedem Tage weniger.

Sie verfolgen die Literatur. Ist Ihnen aufgefallen, wie stark der Wunsch, sich dichterisch auszuweisen, zugenommen hat? Als Reaktion auf Reportage, Aktualität, Amerikanismus und den Berliner Köhlerglauben an die Heilkraft der bloßen Idee, also des Radikalen, ist diese Bewegung verständlich und sie ist begrüßenswert. Aber sie gibt sich bei uns zu direkt.

Sie gibt sich eine zu enge Basis. Es besteht die Gefahr eines neuen Art pour art deutscher Färbung: eines Spezialistentums in Gefühl, Tiefe, Erhabenheit, Kindlichkeit. Sich mit dem guten Namen eines Schriftstellers begnügen, erscheint mir ehrlicher. Ein guter Schriftsteller kann sagen: Das Dichterische versteht sich von selbst wie das Moralische; es ist nicht nötig, es auf jede Zeile zu bringen, wenn es nur zwischen ihnen steht.

IV *Zeile*

Wenn Sie wollen, können wir noch bei diesem Thema bleiben. Eines der Symptome der neuen Bewegung ist eine gewisse Hochfahrenheit. Was soll man dazu sagen, daß Albrecht Schaeffer einem Roman — hier,

„Kaiser Konstantin“ (Insel-Verlag) – ein Vorwort mitgibt, in dem er den Leser darauf aufmerksam macht, daß er in dieser Erzählung nicht schlecht und recht eine Erzählung zu sehen hat, sondern einen Mythos, und daß sein, des Autors Plan, ein dichterischer war. Das heißt ein wenig mit dem Zaunpfahl winken.

Ich möchte wünschen, daß die Etiketten und die Theorien aus Produktion und Kritik verschwinden. Dieser ewige Ruf nach dem Dichterischen hat eine ewige Untersuchung zur Folge, ob dieses oder jenes Werk auch ja dichterisch sei, nicht etwa noch andere Elemente geistiger, künstlerischer, intellektueller, moralischer, sozialer Natur enthalte. Der Vers, das gebundene Wort, entspringt einer gebundenen Weltanschauung, beide sind archaisch. Moderne Menschen und Verhältnisse kann man nicht mit archaischen Mitteln darstellen. Man kann mit ihnen nicht einmal wirklich erzählen. Der archaische Dichter ist darauf angewiesen, seine Stoffe aus dem Fern-Vergangenen zu wählen, und diese Rückkehr ins Feudale enthält eine Präention, zu deutsch eine Voreingenommenheit.

Schaeffers Konstantin, seine Bischöfe, schon weniger die Frauen sind stark gesehen; Konstantin, der sich nicht entschließen kann, Christ zu werden, ist im Grunde der echtere Christ; er fürchtet, daß die Religion, das Subjektive, in dem Augenblick ihre Innerlichkeit verliert, wo jedermann zwangsläufig zu ihr gehört. Schaeffer hat das mit seinen Mitteln dargestellt – aber es wäre unerträglich, zu behaupten, daß es nur dieses eine Mittel, eben das sogenannte dichterische, gäbe. Als könne man eine Landschaft nur mit den Mitteln der Impressionisten malen oder nur mit denen Leibls. Auch Anatole France hätte einen Konstantin schreiben können.

Die nahezu tolle Konsequenz aus jener These hat Borchardt gezogen, als er zugunsten des Dichterischen das Künstlerische verwarf. Das ist natürlich Unsinn. Wo kämen wir hin, wenn die Dichter begännen, grundsätzlich archaische Stoffe zu wählen? Diese Bewegung würde in einem Neuidealismus historisierender Richtung enden und die Kluft zwischen Dichter und Gegenwart endgültig aufreißen.

Für den Laien mögen diese Überlegungen langweilig sein. Für die Leute vom Bau sind sie wichtig. Die Produktion läuft Gefahr, sich auf einer der Zugangsstraßen festzurennen. Betrachten wir andere Romane. Kasimir Edschmids „Lord Byron“ (Paul Zsolnay Verlag, Wien) z. B. würde nach jenem Etikettensystem nicht in die dichterische Rubrik fallen, sondern „nur“ in die künstlerische. Weil er ein bürgerliches Schicksal aus

modernen Tagen frisch erzählt, ohne daß tiefere Bedeutung, Musikalität, Lyrismus, das Helldunkel der Sprache als Ziel gesetzt würden. Es gelingt auch so, mit einfacheren und unprententiösen Mitteln, sinnliche Anschauung zu geben.

Edschmid hat sich ungemein gewandelt, der Expressionismus hat sich in Distanz gewandelt, Tempo in angewandtes Können, das ein Thema zum Vorwand nimmt. Sogar eine Gefahr mag sich da schon ankünden; die Sprache ist oft salopp, sicher aus dem Gefühl, daß das Wichtiggenommene nicht so wichtig sei; die Damen von 1820 rauchen Zigaretten und schauen auf die Armbanduhr, die Herren rufen nach dem Abendblatt und telegraphieren!

Das Thema ist eines der schwierigsten, die es gibt: das Leben eines geistigen Ausnahmemenschen in einen Roman zu gießen. Viele haben sich daran versucht, wenigen ist es annähernd gelungen. Zu diesen wenigen gehört Edschmids Byron. Eine Einschränkung muß gemacht werden — daß Byron ein produzierender Genius ist, das vermittelt uns Edschmid nicht. Es würde sich nichts an diesem Byron ändern, wenn sein Dichten gänzlich unterschlagen worden wäre.

Aber, könnten die Anhänger des Dichterischen sagen, damit gibst du uns ja recht, in das Innere eines Dichters wie Byron vermag man nur mit dichterischen Mitteln einzudringen. Ich erwidere: Gott behüte mich, einen Künstlerroman lesen zu müssen, worin Extasen, Zerrissenheit, Aufschrei und Schmerz mit Worten nachgeschaffen werden. Meine Meinung ist, daß Künstler, Maler, Dichter, Musiker überhaupt nicht zum Romanhelden geeignet sind. Läßt man sich aber auf ein so heikles Beginnen ein, dann kann man an Edschmid ein Vorbild nehmen. Sein Byron hat keine Fugen und Ritzen, an denen die Sonde ansetzen kann, er ist dicht, geschlossen, nur indirekt erschließbar. (Der echte Byron war sicher viel melancholischer.) Und die weibliche Hauptfigur, die Halbschwester Augusta, die seine Leidenschaft teilt, seine Geliebte wird, ein Kind von ihm hat, wenn sie auch die Vaterschaft ihrem eigenen Mann zuschreibt, ist ebenso dicht, ebenso hinzunehmen oder nicht hinzunehmen — ohne Rechtfertigungsversuche, ohne Pathos für und wider.

Worin unterscheidet sich das Dichterische vom Künstlerischen? In der Auffassung vom Wert des Abdichtens. Den Dingen ihre Oberfläche, den Gestalten ihre Haut und allgemein dem, was lebt, seine Form lassen, das könnte man Künstlerschaft nennen und den Spieß auch einmal umdrehen:

Ist es so wichtig, so unentbehrlich, Fleisch und Schale aufzubrechen, das schon Geborene noch einmal nachzugebären, sich zum Erklärer des Schöpfers aufzuwerfen? Es steckt ein gut Teil Eifer im Dichter, und wenn sich der Normalmensch dadurch in seinem naiven Erleben gestört fühlt, kann man es ihm nachempfinden.

Ziehen Sie doch bitte den Band hervor, der unter dem Buche Edschmids liegt. Es ist der neueste Roman von Hans Friedrich Blunck: „Land der Vulkane“ (Eugen Diederichs Verlag). Auch Blunck hat sich ^{schon} heiß um den Mythos bemüht, in einer Trilogie, die in die unkontrollierbaren Zeiten der Vorgeschichte führte. Man konnte ihn für einen deutschen Johannes V. Jensen halten; die Romane spielten in der Eiszeit, der Steinzeit, der Bronzezeit; das Göttliche durchdrang das Tier und half ihm Mensch werden. Sehr schön, aber; aber ich erinnere mich, diese mythischen Dichtungen doch als unverbindlich empfunden zu haben. Es ist ein Irrtum der Dichter, zu glauben, daß sie mit den Mitteln ihrer Anschaulichkeit dem Verständnis zu Hilfe kommen müßten. Das Ungeheure, das Unfaßbare einer elementaren Epoche aus der Prähistorie wird durch novellistische Deutung nicht nähergebracht. Ein wissenschaftliches Buch, das über diese Dinge zusammenstellt, was sich vermuten läßt, greift meiner Phantasie viel stärker unter die Arme, weil die Phantasie ahnend erschüttert wird.

~~Übrigens, da wir von Blunck sprechen: Eugen Diederichs hat von Otto Ernst Hesse eine Monographie über diesen niederdeutschen Dichter schreiben lassen, worin Sie manches Interessante über die nordische Renaissance erfahren. Im „Land der Vulkane“ hat Blunck überraschend auf die mythosmäßige Umdichtung verzichtet. Er erzählt statt dessen. Er erzählt aus gehabter Anschauung, von einem mittelamerikanischen Land, von Kaffeepflanzern, von deutschen Kaufleuten, von Revolution, Erdbeben und Werbung um eine Frau. Da ist ebenfalls die Abdichtung, von der ich vorhin sprach; Abdichtung gegen den dritten und vierten Seelenboden, der ohne Zweifel unter dem ersten und zweiten überall liegt; Abdichtung gegen Metaphysik und Tiefenpsychologie. Der Lohn bleibt nicht aus, es entstand eine nicht zu langsam und nicht zu schnell dahinfließende Geschichte: eine Erzählung entstand. Und ein höheres Ziel braucht sich ein Prosadichter gar nicht zu setzen.~~

^{v. Zeile} Sie sehen, das Problem beschäftigt mich. Es ist unerschöpflich; Sie können auch den André Gide, den Sie schon in die Hand genommen

haben, unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Gide hat lange gebraucht, bis er mit mehr als einem zufällig übertragenen Buch zu uns gekommen ist. Er wurde inzwischen sechzig, ein guter Termin für die Gesamtausgabe, die jetzt von der Deutschen Verlagsanstalt unternommen wird.

„Stirb und Werde“, worin Sie blättern, ist eine Autobiographie. Werfen Sie einen Blick auf die zweite Seite. Es wird da von dem Spiel berichtet, das zwei Knaben unter dem Tisch treiben. Solche Offenheit schmeckt nach Rousseau, der diese Verirrungen erstmalig in ein Buch gebracht hat. Von ihr führt eine grade Linie zu der Offenheit, mit der fünfzig Jahre später der alte Gide seine Kongoreise beschreibt.

Gide ist weniger labil als Rousseau, weniger leidenschaftlich; er ist zäher, sachlicher, ehrlicher, gar nicht verlogen. Er ist – bei uns würde man sagen intellektuell; aber bei uns verwechselt man Intellektuell und Spiritualistisch, weil der Protestantismus keine spiritualistische Überlieferung geschaffen hat. Der Protestant Gide – er stammt zur Hälfte von Protestanten ab – ist Spiritualist. Das hugenottische Erbe läßt sich deutlich nachweisen – er weist es selber nach. Lesen Sie, was er von mittel-französischen Hugenotten zu sagen weiß: Was für knorrige Charaktere noch vor einem Menschenalter.

Zur anderen Hälfte ist Gide Katholik wie andere Franzosen auch. Aus der Spannung beider Haltungen erklärt er selbst sein Talent: Ein etwas sprödes, ich möchte sagen dickköpfiges, gegen sich und andere hartes Talent. Mythos wär ihm ein fremdes Wort, es ist der französischen Geistigkeit unbekannt. Und doch werden Sie soviel Tiefe, Gewissenhaftigkeit, Blick in das eigene Dunkel, Träumertum und Gottesforschen bei ihm finden, wie Sie nur verlangen können.

Der Band umfaßt die Erinnerungen des Kindes, die am breitsten sind, und die des Jünglings, der Schopenhauer zum Lehrmeister wählte und mit dem in London geächteten Paar Oskar Wilde – Lord Douglas durch Algerien reiste. Sie schließen mit der Verheiratung. Die Übersetzung von Hardekopf ist ausgezeichnet; nur ist nicht einzusehen, weshalb der Übersetzer dem Publikum seine altmodische Schreibung der Fremdworte mit K auferlegt.

In Gide ist etwas, das über die den Franzosen so teure lateinische Selbstbegrenzung hinausdrängt; er weiß, daß man außerhalb dieses europäischen China anders denkt, anders fühlt. Und doch ist er auch wieder eminent französisch, nicht angekränkelt von dem Zweifel am Wert der geistigen

Existenz, der unermüdlichen Arbeit an sich selbst. Den Literaturbetrieb, den Ehrgeiz, den gesellschaftlichen Erfolg hat er früh ablegen gelernt, den Ernst der Forschung im eigenen Gewissen nie. Er ist ein heimlicher Ethiker, das wird ihm eine Gemeinde bei uns schaffen.

VI Zeile

Was Sie sonst noch auf dem Tisch sehen, fällt in die Rubriken Reise und Biographie. Wohltuende Rubriken, nicht wahr, man ist da sicher vor der ewigen Problematik. Mit dem „Fouché“ (Insel-Verlag) hat Stefan Zweig wieder einen seiner Griffe getan. Zweig kennt auf der einen Seite die Bedürfnisse der Leser, auf der anderen die Verstecke, in denen Material zu finden ist. Auf Fouché, den Polizeiminister des Direktoriums und des Kaiserreiches, ist er wohl durch gelegentliche Hinweise Balzacs aufmerksam geworden.

In der Tat, was für eine Biographie! Ein kleiner Provinzlehrer kommt in einem historischen Augenblick in die Politik. Wer beim Ausbruch der Revolution reden konnte, war ein gemachter Mann. In allen Revolutionen wiederholt sich das, wenigstens in den großen, die nicht dem Ehrgeiz eines Militärs, sondern einer sozialen Empörung entspringen. Der Demagoge, der Advokat, der Radikalist, der Fanatiker sprangen damals erstmalig in die Arena. Der kleine Fouché war keineswegs der ekstatischste dieser Jakobiner, und eben dieser Umstand erlaubte ihm, die Genossen zu überleben. Denn wenn die Revolution zu Ende ist, sind die Einpeitscher aufgebraucht, sie schlagen zuerst den Gegnern den Kopf ab, dann untereinander. Fatal war für diesen Mann, der vorsichtig operieren wollte, der Umstand, daß er gezwungen wurde, für oder wider den Tod des Königs zu stimmen. Er stimmte dafür und bekam zum Lohn den Auftrag, den Aufstand in Lyon niederzukartätschen. Einige zwanzig Jahre später, als er Herzog war und Paris den Bourbonen in die Hand spielte, brach ihm diese Vergangenheit den Hals. Er ging in die Verbannung.

Die Kunst Zweigs ist magistral. Es ist psychologische Kunst, die eine dunkle Figur aus dem Hintergrund auf die Vordergrundsbühne zieht, wo die Scheinwerfer warten. Der tiefste Trieb Zweigs ist Neugier; er wittert eine Fährte, er spürt ihr nach, er wendet die Beute zehnmal, er gibt keine Ruhe, bis er ihr Innerstes nach außen gedreht hat. Er steigert sich während der Arbeit selbst und weiß sicher um die Dämonie der Indiskretion, womit ich nur sagen will, daß er um die Problematik des Handwerks weiß, vom Bürgerlichen her gesehen: Laß dich zur Strecke bringen, damit ich Halali rufen kann.

Angesichts der Tatsache, daß nun auch dieser Fouché seine Monographie gefunden hat, daß er zu einer hell beleuchteten Gestalt geworden ist, könnte man fragen, ob damit nicht geschichtliche Proportionen verschoben worden sind. Bisher mußte er sich mit einer Rolle vierten, fünften Grades begnügen, und das entsprach ohne Zweifel der wirklichen Bedeutung, die er unter so viel größeren Mitspielern hat. Im Kopf des unkritischen und unhistorischen Lesers setzen sich romanhafte Perspektiven gern fest — es kommt ihm nicht darauf an, fortan zu erklären, daß Bonaparte nicht Napoleon geworden wäre, wenn kein Fouché dagewesen wäre. Diese Gefahr besteht bei allen Monographien, die einem homo novus Geburtshelferdienste leisten. Man muß also mit einer gewissen Gelassenheit lesen können.

Siegfried von Kardorff hat ein unzünftiges Buch „Bismarck“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) geschrieben, es ist aus Vorträgen über den ersten Kanzler hervorgegangen. Und aus Jugenderinnerungen des Politikers, dessen Vater, der Führer der konservativen Partei war, Bismarck nahestand. Das unzünftige Buch ist gleichwohl ungemein gediegen. Bismarck dient nicht als literarisches Thema; wie er war, wie er über die Zeit hinaus in die unsere wirkt, wird gefragt und, zum Teil mit Hilfe besonderer Einsichten in das Material, ausgezeichnet beantwortet. Scheuklappen kann man dem Autor nicht nachsagen. Er sieht die Größe Bismarcks und seine zeitliche Gebundenheit. Er wägt ab, stellt die veränderten Verhältnisse in die Rechnung und behandelt eine geschichtliche Gestalt, wie man sie unter gebildeten Menschen behandeln soll, mit Respekt und Freimut. Die Ausführungen über den Konkordatstreit sind aktuell, Einzelheiten neu.

Bernhard Kellermann hat eine schöne Reise gemacht, durch Indien, Kleintibet und Siam; mehr eine impressionistische, für die Tagespresse bestimmte Reise als eine philosophisch forschende. Gleichwohl konnte er ihr den Titel „Der Weg der Götter“ (S. Fischer Verlag) geben; sie ging durch Länder, in denen das religiöse Verhalten noch das Täglichs regelt.

Ich erinnere mich der unbefangenen Frische, mit der Kellermann im Krieg die Schützengräben in den Argonnen beschrieb, er ließ die anderen Kriegsberichterstatter hinter sich. Dieselbe Frische begleitet ihn auf die Pässe des Himalaja und die ungeheuren Überlandstraßen der Engländer, an die Höfe der kleinen Machthaber und die Ufer des Ganges oder des Mekong. Was Neudehli ist, kann man bei Kellermann erfahren: Der unmittelbare Beweis dafür, daß eine Eroberernation, die in so gewaltigen

Maßen absteckt, in absehbarer Zeit das verwaltete Land schwerlich räumt.

Die Sympathien Kellermanns sind ganz auf indischer Seite. Er nennt das berühmte Buch der Amerikanerin Majo: „Mutter Indien“, ein Machwerk. Dieses Buch hat die Indier, die alles Elend ihres überfüllten Reiches den Maßregeln der Engländer zuschreiben, mit einem beispiellosen Zorn erfüllt; aber es hat zum mindesten ein Verdienst: Es läßt ahnen, welche phantastische Auseinandersetzung in Indien stattfindet. Gezwungen, sich die Energiemethoden der europäisch-amerikanischen Welt anzueignen, widerstrebt das Land im Gefühl, eine eingeborene Kultur zu besitzen, ebenso leidenschaftlich wie aussichtslos seinem Schicksal. Das indische Problem hat wahrhaft seine zwei Seiten.

Das einzige indische Land, das sich dank der Eifersucht zwischen Franzosen und Engländern seine Selbständigkeit retten konnte, Siam, scheint freilich zu beweisen, daß auch ein Eingebornenstaat ein modernes Gemeinwesen werden kann, das mit weißem Kapital und weißen Beratern lediglich arbeitet. Es ist hier aber zu beachten, daß Siam eine einheitliche Rasse und eine einheitliche Religion besitzt, während in Indien Hindus und Mohammedaner sich bis zum Tod bekämpfen werden, wenn England das Feld räumt – von dem Kastenhaß zu schweigen.

Dieses glückliche Siam war recht etwas für Kellermann, der die gute Gabe des Anerkennens hat und fröhlichen Herzens die asiatische Höflichkeit mit seiner eigenen erwidert haben wird.

GEDICHTE

von

OSKAR LOERKE

EINLADUNG

Rings Bücherwände, unsterk kühl belichtet,
Entrückt dem Jetzt: viel Geist, viel Qual –
Als nickten Schädelreihen, hochgeschichtet,
Aus Katakombennacht: dies war einmal.